

Eric A. Havelock: Als die Muse schreiben lernte. Eine Medientheorie

Berlin: Verlag Klaus Wagenbach 2007, 154 S., ISBN 978-3-8031-2556-9, € 12,90

Der kanadische Altphilologe Eric A. Havelock veröffentlichte 1986 ein Buch, das den Titel trägt *The Muse Learns to Write. Reflections on Orality and Literacy from Antiquity to the Present*. In der ersten deutschsprachigen Übersetzung von 1992 ließ man den Untertitel einfach unter den Tisch fallen und übersetzte den Haupttitel mit einer – den Inhalt des Buches recht treffenden – ereignisgeschichtlichen Zuspitzung, nämlich *Als die Muse schreiben lernte*. In einer unlängst erschienenen deutschsprachigen Neuausgabe des Wagenbach Verlags ist dieser Übersetzung wieder ein Untertitel hinzugefügt. An Stelle des englischsprachigen Originals wird dort aber kurz und bündig formuliert: *Eine Medientheorie*. Das scheint auf den ersten Blick zumindest durchaus *programmatischen* Charakter zu haben und zeugt überdies von *wissenschaftshistorischem* Gespür.

Programmatisch scheint dieser Untertitel deshalb zu sein, weil Havelocks Überlegungen zu Mündlichkeit und Schriftlichkeit damit als ein begründungsorientierter und übergreifender Entwurf verstanden werden, deren Zentrum der

mediale Aspekt darstellen soll. Und tatsächlich sind Havelocks Ausführungen zu Mündlichkeit und Schriftlichkeit im Allgemeinen und zur Entstehung des phonetischen Alphabets bei den Griechen im Speziellen durchdrungen von der übergreifenden wie weitreichenden Idee, dass die materielle Vermittlungsform auf Inhalt wie auf Art und Weise der Kommunikation maßgeblichen Einfluss hat und sogar die kognitiven Verarbeitungsprozesse steuert (siehe bspw. S.102). Havelock veranschaulicht diese Prämisse daran, dass er Mündlichkeit und Schriftlichkeit gegenüberstellt und also die medialen *Differenzen* als entscheidenden Faktor des jeweiligen Weltzuganges konturiert. Vor allem die Entstehung des griechischen Alphabets ist für Havelock das maßgebliche Exempel für diese These; hieran thematisiert der Altphilologe immer wieder deren singuläre historische wie epistemologische Schwellensituation, die er mit der Unterscheidung von Mündlichkeit und Schriftlichkeit in Zusammenhang bringt (siehe S.87ff.). Das gesprochene Wort wird dabei in eine ganze Serie von Differenzen zum geschriebenen gebracht: Sein vs. Tun, Gefühl vs. Erkenntnis; konkret vs. abstrakt; akustisch vs. visuell, Epos vs. Logos – so lauten die den Text durchziehenden Dichotomien, die der Altphilologe an stilistischen Phänomenen der Epen von Homer oder Vergil veranschaulicht (bspw. S.8ff.).

Mit dieser Herangehensweise ist Havelock recht eindeutig in die Traditionslinie der Oralitäts-Literalitätsforschung zu setzen, die mit der sogenannten ‚Toronto School of Communication‘ eine ihrer wichtigsten Stationen findet – eine Station, die Havelock selbst maßgeblich mit seinem Buch *Preface to Platon* in den 1960ern mitgestaltete. Und damit wäre man auch bei dem *wissenschaftshistorischen* Gespür angelangt, das der Wagenbach Verlag bei der Wahl des Untertitels *Eine Medientheorie* hat walten lassen. Gibt es doch gute Gründe, den diskurshistorischen *Ausgangspunkt* von so etwas wie Medientheorie genau im Umfeld dieser Form der Oralitäts-Literalitätsforschung zu verorten, wie bspw. Erhard Schüttpelz gezeigt hat (siehe: ‚...Get the message through‘. Von der Kanaltheorie der Kommunikation zur Botschaft des Mediums: Ein Telegramm aus der nordatlantischen Nachkriegszeit“, in: Irmela Schneider Peter M. Spangenberg [Hg.]: *Medienkultur der 50er Jahre. Diskursgeschichte der Medien nach 1945*. Bd. 1, Wiesbaden 2002, S.51-76). Bis in die 1950/60er hinein seien nämlich nach Schüttpelz in den bereits akademisch etablierten Bereichen Informationstheorie und Massenkommunikationsforschung *nicht* die *Spezifika* von Medien (also ihre jeweiligen Eigenwerte und Differenzen untereinander) wichtig gewesen. Vielmehr sei dort die Frage nach der „Isomorphie und Kompatibilität der damaligen technischen Medien“ (ebd., S.64) und also die Frage nach der *medienübergreifenden* Operationalisier- und Funktionalisierbarkeit von (Massen-)Kommunikation virulent gewesen. Folgt man dieser Rekonstruktion, dann hat sich Medientheorie im eigentlichen Sinne eben erst als Gegenbewegung dazu, und zwar zuallererst mit der Thematisierung der *materiellen Differenz* von Mündlichkeit und Schriftlichkeit, auf breiter Basis in der Forschung etablieren können. Und genau in diesem Kontext ist denn auch Havelocks Forschung und

also Havelocks *Medientheorie* zu situieren.

Es gibt also durchaus überzeugende Argumente, den Altphilologen als Klassiker der Medientheorie zu installieren (eben auch mit und in einer Neuauflage). Doch etwas, das zum Klassiker erhoben wird, wird nicht nur nobilitiert, sondern immer auch ein Stückweit der Gegenwart entzogen und also auch der Geltung für die Gegenwart. Diesem Geltungsentzug wird mit der vorliegenden Neuauflage durchaus recht aktiv der Weg geebnet. Wählt doch schon Havelocks Text selbst vornehmlich einen retrospektiv historisierenden Blickwinkel, indem er auf die Blütezeit der Oralitätsforschung in den 1960ern zurückblickt (siehe S.19ff.) und sich die meisten Passagen seines Buches wie Rekapulationen von bereits an anderer Stelle ausführlicher Dargelegtem lesen. Aber vor allem der Verlag tut das seinige, um diesen Eindruck noch zu verstärken. Zuvorderst mit der Gestaltung des Umschlages. Denn dort ist auf einer Schwarz-Weiß-Fotografie eine junge Dame in einem recht altmodischen Kleid zu erkennen, die ein nicht minder antiquiert wirkendes Hörfunkgerät bestaunt. Die Bezugnahme auf den Hörfunk ist zunächst einmal konsequent. Bringt doch Havelock selbst in seinem Text das Aufblühen der Oralitätsforschung in direkten Zusammenhang mit der Etablierung des Radios als Form einer elektronischen Re-Oralisierung der Gesellschaft (siehe S.87f.). Dass die nostalgisch anmutende Fotografie deutlich aber auch den zeitlichen Abstand zu unserer Gegenwart markieren soll und somit das Radio als ein Medium ausweist, auf das sich heutige Medientheorie auf keinen Fall primär (oder auch nur am Rande) beziehen würde (oder gar sollte), wird vor allem mit Blick auf das Nachwort des Medienwissenschaftlers und Experten für die Geschichte des Computers Bernhard Dotzler aller Mehrdeutigkeit beraubt. Dotzler versteht dort Havelocks ‚Medientheorie‘ spätestens mit dem Aufkommen des Computers als überholt, ja widerlegt. Anstelle der Entwicklungslogik, die Havelock in Nachfolge Walter Ongs und eben mit Blick auf das Radio bevorzugt und die von einer Phase primärer Oralität über eine der Literalität zu einer (elektronisch fundierten) Phase sekundärer Oralität führt, setzt Dotzler in Tradition Kittlers die Abfolge Oralität – Literalität – Elektrizität – Computer. Die mit dem Computer zu sich selbst gekommene „elektronische Revolution“ fordere nämlich laut Dotzler statt der „Wiederkehr von Oralität“ eine „Transgression von Literalität“ (S.142) in formale Programmiersprache, die den gegenwärtigen audiovisuellen Produkten zugrunde liege. Damit ist freilich auch implizit der Medientheorie Havelocks vorgeworfen, die technisch-apparative Mechanisierung und Formalisierung der Schrift nicht als entscheidenden Faktor der Mediengeschichte und damit eben auch der Medientheorie bedacht zu haben.

Wenn man diese Perspektivierung ernst nimmt, dann scheint eine Neuauflage der Havelock'schen ‚Medientheorie‘ doch etwas verwunderlich. Vielleicht ist es ja so, dass der Wagenbach Verlag und Bernhard Dotzler davon überzeugt sind, was Friedrich Kittler bereits in dem Jahr im Hinblick auf die Entwicklung des Computers zu wissen glaubte, in dem Havelock sein Buch über die Muse, die

schreiben lernt, publizierte. „In dieser Lage gibt es nur noch Rückblicke und das heißt Erzählungen“ (*Grammophon Film Typewriter*, Berlin 1986, S.4). Oder eben Neuauflagen von Medientheorien, die vermeintlich Medientechnologie nur vom Hörensagen kennen (und neuere überhaupt nicht), dafür aber nostalgisch gefärbte Geschichten erzählen können.

Sven Grampp (Erlangen-Nürnberg)